

1890

1889/



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

Das Jungfern-

Erzählung von

Glückchen.

Jean qui rit.



I.

Das Löwen-Wirthshaus zu B. am Rhein gehört sicherlich bei vielen Ehepaaren zu den süßesten und theuersten Erinnerungen. Auf dem Hochzeitszuge nach dem herrlichen deutschen

Strome mit seinen wundervollen landschaftlichen Reizen halten die meisten Neuvermählten in B. ihre erste Station und da es in dem kleinen Städtchen nur einen einzigen reputirlichen Gasthof, die Herberge „zum Löwen“ gibt, so müssen sie na-

nürlich da einkehren. Das Löwen-Wirthshaus ist denn auch als Absteig-Quartier für Neuvermählte weit und breit berühmt und thut sich Herr Zaber, der biedere Löwenwirth, nicht wenig zugute auf diese Eigenschaft seines Hauses. Um seinem Renommé auch volle Ehre zu machen, hält er für die Neuvermählten, die bei ihm absteigen, seine beste Stube bereit. Dieselbe liegt im ersten Stockwerke, mit der Aussicht auf den Rhein, und ist mit großem Komfort und den besten Stücken des Zaber'schen Hausrathes ausgestattet.

Wie gesagt: das Löwen-Wirthshaus ist der vornehmste Gasthof in B. Es ist daher natürlich, daß nicht nur fremde Reisende da absteigen, sondern auch jene Bürger des Städtchens, die am Abend gern einen guten Tropfen aussuchen, ihre Schritte hieher lenken. Die große Gaststube ist zur Abendzeit immer voll mit Gästen und an diese Gaststube stößt noch eine kleinere, das sogenannte Honoratioren-Zimmer, wo die besseren Elemente sich allabendlich an ihrem Stammtische versammeln. Man findet da den Herrn Forstmeister Lüders, den Herrn Kreishauptmann Glig, den Rentamtsleiter Breilich, den Doktor Runkel und noch andere Herren, junge und betagte, vermählte und unvermählte, in traulicher Freundschaft beisammen.

Es ist nicht leicht, zu diesem Honoratioren-Zimmer Zutritt zu erlangen. Man muß von einem Mitgliede der Tafelrunde sehr warm empfohlen sein, um hier aufgenommen zu werden.

Und weshalb diese Exklusivität?

Nun, weil dieses Extrastübchen ein Geheimniß besitzt, das von den Eingeweihten streng gehütet wird, so streng, daß es selbst dem Löwenwirth nicht bekannt ist. Da ist es denn natürlich, daß die ehrenwerthe Gesellschaft sich nicht leicht entschließt, den Kreis der Mitwisser zu erweitern.

Das Geheimniß aber ist folgendes:

Das Honoratioren-Stübchen liegt im Erdgeschoß, genau unter dem Zimmer der Neuvermählten. An solchen Abenden nun, wenn es bekannt ist, daß das Zimmer im ersten Stock von einem glücklichen Pärchen bezogen worden, versorgt man sich unten im Honoratioren-Stübchen reichlich mit Wein und verschließt dann von innen die Thüre, damit man keine Störung zu besorgen habe. Dann steigt ein Mitglied der Gesellschaft, der „Ausläuter“ genannt, auf den Tisch, von da noch auf einen Stuhl, um die Zimmerdecke zu erreichen. Und nun holt er ein kleines Glöckchen aus der Tasche, das an einer langen Schnur hängt und befestigt das Ganze an einem kleinen Messingring, der in der Zimmerdecke sitzt.

Und dann tritt weihervolle Stille ein. Man trinkt und trinkt in andächtiger, gehobener Stimmung, ohne ein Wort zu reden, bis mit einem Male die Zimmerdecke in Vibration geräth und demzufolge das daran hängende Glöcklein zu tönen beginnt. Dann erhebt sich die ganze Gesellschaft, die vollen Gläser werden angestoßen und man trinkt unter lautem Hurrah auf das Glück der Neuvermählten. Das Glöckchen aber, das den Augenblick der höchsten Seligkeit zweier Menschenkinder kündigt, heißt in der Gesellschaft das „Jungfernglöckchen.“

Das ist das peinlich gehütete Geheimniß der Honoratiorenstube.

II.

Viele hunderte von neuvermählten Ehepaaren hatte das Jungfernglöckchen schon in das irdische Paradies hinübergeläutet. In der Kompagnie wurden darüber genaue Aufzeichnungen geführt. Das war sicherlich ein Zivilstands-Register der sonderbarsten Art.

Da ereignete sich etwas, woran Niemand gedacht und was Jedermann für unmöglich gehalten hatte: der Herr Forstmeister Lüders, den die Kompagnie bisher als einen begeisterten Lobredner der Ehelosigkeit gekannt, hatte sich sichtlich verliebt und stand im Begriffe, seine „Flamme“ zur Frau zu nehmen. Was aber die Ueberraschung seiner Freunde von der Tafelrunde noch steigerte, war die merkwürdige Thatsache, daß Herr Lüders' Mansfell Elvira heimführte, die Primadonna einer fahrenden Schmiere, die seit einigen Wochen in dem Städtchen in „Kunst“ machte. Es war im Orte sehr bald bekannt, daß Fräulein Elvira mit ihren Gunstbezeugungen sehr freigebig war und man war der Ueberzeugung, daß Freund Lüders seinen Weg nicht gerade durch die Kirche nehmen mußte, um in ihr Schlafzimmer zu gelangen. Allein, wir wissen ja: die Liebe ist blind und taub und Gott Amor läßt sich auf Vernunftgründe nicht ein.

Herr Lüders hatte sich denn mit Fräulein Elvira vermählt und da seine Wohnung noch nicht in Stand gesetzt war, zog er mit seiner jungen Frau zeitweilig in das Löwen-Wirthshaus, wo man ihm natürlich die Stube der Neuvermählten einräumte.

In dem Augenblicke, als die junge Frau, seine angebetete Elvira, sich anschickte, Nachtoilette zu machen, erinnerte sich Herr Lüders der guten, alten Freunde da unten, in deren Kreise er so manche frohe Stunde zugebracht hatte. Eine mächtige Sehnsucht erwachte in ihm, ein letztes Mal mit ihnen anzustoßen und da er als wohlgezogener Mensch es schließlich fand, seine junge Frau bei der Nachtoilette allein zu lassen, entfernte er sich diskret aus dem Zimmer, mit der zärtlichen Versicherung, daß er binnen zehn Minuten wieder da sein werde.

Er begab sich in das Honoratioren-Zimmer hinab, wo die Tafelrunde beisammen war. Ein eigenthümliches Lächeln flog über sein glückliches Antlitz, als er das Jungfernglöckchen von der Zimmerdecke herabhängen sah. Er mußte es sich gefallen lassen; es wurde auch für den Freund keine Ausnahme gemacht.

Die Kameraden empfingen den jungen Ehemann mit hellem Jubel. Es sei schön von ihm gehandelt, meinten sie, daß er nicht vom Junggesellenleben scheiden wolle, ohne ein letztes Glas mit seinen alten Freunden zu leeren. Und sie stießen an auf sein Eheglück und stießen wieder an und aus dem einen Glase wurden ungezählte Gläser und die zehn Minuten des jungen Ehemannes waren längst vorbei, ohne daß man es merkte. Da plötzlich wurde Alles todenstill, als wäre die ganze fröhliche Becherchaar durch einen mächtigen elektrischen Strom starr gemacht worden: das „Jungfernglöckchen“ gerieth in Schwingung und sein silberheller Klang tönte anhaltend durch die Stube . . .

1890

1889

Sprüchelein für große Kinder.

Die Frauen senden die Blicke oft nur, damit wir nicht sogleich das zustimmende Ja darin lesen.

*

Jeder Kummer findet einen Tröster, am leichtesten der Liebestummer.

*

Die Frauenschuld ist ein weißes Blatt; der Anfangsbuchstabe stammt nicht immer von derselben Hand, welche das Uebrige schreibt.

*

Manches Frauenherz gleicht einem Bilderrahmen, in welchen jeden Tag ein anderes Bild eingefügt wird.

*

Wenn ein zartes Frauenhaar nicht genügt, um zwei Herzen zusammenzuhalten, dann wird die stärkste Kette Dies nicht vermögen.

*

Im Augenblicke der glücklichen Liebe schau nicht auf die Uhr, damit Du nicht wahrnimmest, wie kurz Dein Glück gewährt.

*

Hat eine Frau ein schönes Badestück und kann es nicht zeigen, so wird sie wenigstens davon sprechen.

Der Belfer.

Eine Skizze aus Galizien. Von Tsuaß.

I.

Reb Fischel, der Branntweimbrenner und Propinator eines polnischen Dorfes, nennt eine zahlreiche Familie sein Eigen. Er hat kleine Kinder und große Kinder und das größte derselben, eine schmutze, gesunde Tochter von zwanzig Jahren, ist bereits seit einigen Monaten verheirathet. Der Sohn eines benachbarten Holzhändlers, ein Milchbart von sechszehn Jahren, der noch auf der Schulbank sitzen sollte, hat sie zur Frau genommen. Es ist Brauch so bei den orthodoxen polnischen Juden und es ist auch Brauch, daß das Mädchen durch einige Jahre im väterlichen Hause der Frau verbleibt und dort Kost und Wohnung genießt.

Ettel und Schmil — so hieß das junge Ehepaar — wohnten also beim Reb Fischel und die Hitterwochen vergingen ihnen, wie es eben das ungleiche Verhältniß eines Knaben zu einem völlig entwickelten Weibe gestattete. Nichtsdestoweniger fühlte die hübsche Ettel nach einiger Zeit, daß ihr das Wieder zu enge werde. Sie meldete Das ihrer Mutter und ihrem Gatten und in zwei Stunden wußte das ganze Dorf, daß die Tochter des Propinators Reb Fischel guter Hoffnung sei.

Da wollte es das Schicksal, daß der junge Gatte Ettels in Geschäftsangelegenheiten auf einige Wochen verreisen mußte.

Es war dem jungen Schmil bange, so bald von seiner Frau zu scheiden, aber es mußte sein, und mit dem tröstenden Gedanken, daß die Saat während seiner Abwesenheit zur vollen Reife gedeihen werde, nahm er Abschied und fuhr davon.

II.

Werfen wir jetzt einen Blick in das Innere des Wirthshauses. Die große, weißgetünchte Wirthsstube ist für die Trinkgäste bestimmt. Die zweite Stube ist etwas kleiner und bildet die Wohnung Reb Fischels. Von hier gelangt man zu den

anderen Räumlichkeiten, welche als Magazin, Speicher und Stallung dienen und schließlich zu einem Bretterverschlag, einer Art Kammer, wo der „Belfer“ schläft.

Wer ist der Belfer? wirst Du fragen, verehrter Leser.

Nun, der Belfer ist eine Person, welche in diesem Lande in jedem größeren jüdischen Hause unentbehrlich ist. Der Ausdruck „Belfer“ ist dem Deutschen entnommen und bedeutet so viel als „Helfer“ oder „Behelfer“. Und der Belfer leistet wirklich Hilfe in Allem.

Wer wäscht und kämmt die Kinder? Wer zieht ihnen am Samstag frische Hemden an? Wer führt sie spazieren und gibt Acht, daß sie nicht raufen? Der Belfer!

Wer muß in die Mühle um Mehl, zum Brunnen um Wasser, in die Brennerei um Branntwein gehen? . . . Wer hält die heiligen Schaufäden an den Kleidern der Familie in Ordnung? . . . Wer schenert spiegelblank den großen messingernen Hängeluchter und reinigt die Schuhe und Stiefel? . . . Wer muß Strumpfwolle für die Hausfrau aus den Strähnen zu einem Knäuel wickeln und die Speisen in den Sabbath-Ofen hineinstecken und alle Fugen desselben mit Lehm verkleben, damit das Essen über Nacht gar werde? Der Belfer! Ja, das Alles thut der Belfer ohne zu murren und der Lohn dafür bleibt selten aus.

Man betrachtet ihn als ein Glied der Familie, man vertraut ihm in allen Dingen, man befragt ihn nicht selten um Rath, denn er ist gewöhnlich ein guter Hebräer und Talmudist.

So ein Belfer und Talmudist weilte im Hause Reb Fischels seit zehn Jahren. Er war kein Jüngling mehr, denn mit achtzehn Jahren hatte er seinen Dienst angetreten. Selig — so hieß er — war gebildet in allen jüdischen Wissenschaften und die sieben Kinder des Propinators haben von ihm viel profitirt. Auch Ettel war einst seine Schülerin gewesen. Wie oft schaukelte er das Kind auf seinen Knien, wie oft liebte er die Kleine oder kniepte sie in das Ohrläppchen, wenn es mit dem Lernen und Begreifen nicht nach seinem Wunsche ging.

Er sah sie unter seiner Aufsicht heranwachsen, er sah sie erblühen und eine stattliche Jungfrau werden und als sie sich an den Milchbart Schmil verlobte, beschlich ein banges Gefühl das Herz des Belfers und er dachte in seinem Innern: „Warum bin ich nicht der Auserwählte, warum bin ich nicht der Glückliche? . . . Er ist ein Knabe — ich bin ein Mann. Er hat Nichts für sie gethan — ich habe sie gehegt und gepflegt wie eine Blume im Garten. Ich habe sie erzogen, ich habe ihr beigebracht die Kenntniß des Lesens und des Schreibens — er hat bloß geklingelt mit seinem Geldbeutel — sonst nichts, sonst nichts. Er wird ihr nicht genügen — ich würde meine ganze Lebenskraft für sie opfern!“

Und als es vollends zur Hochzeit kam, wurde es Selig ganz unselig zu Muthe und er soff sich voll des Branntweins, der damals in Strömen floß, und warf sich auf sein Strohlager und schlief vor Aerger die ganze Nacht und den darauffolgenden Tag. Von nun an war er düster und schwermüthig.

III.

Erst als der Schwiegerohn seines Herrn verreiste, verschwanden die Wolken von Seligs Stirne. Die hübsche Ettel hatte nicht mehr ihren Gatten neben sich, sie empfand Langeweile, suchte daher bei ihm als ihren alten Bekannten Zerstreuung. Sie saß an demselben Tische, wo die kleinen Kinder lernten, sie hörte den Erklärungen Seligs aufmerksam zu, sie ließ sich viele Stellen vorlesen und überlegen, kurz, die Gesellschaft des Belfers behagte ihr ganz gut.

Und eines Samstag Nachmittags — der Propinator und seine Ehehälfte schlofen den altherkömmlichen gewohnten Sabbathschlaf miteinander und die Kinder tummelten sich im Obstgarten — saß Selig in der menschenleeren Wirthsstube und lernte.

Er war heute frei von jedem Dienste, er hatte gut ge-

Der galante Silberstein.



— Welcher von uns Dreien gehört das Bouquet, Herr von Silberstein?

— Gott! ich kann mich doch nicht zerreißen, meine Damen; zerreiße ich lieber das Bouquet in 3 Theile!

Begegnung im Freien.



— Wohin führen Sie mich in dieser Einsamkeit, mein Herr?

— In die Zweifelsamkeit.

gessen und gut getrunken und erholte sich nun an der Lesitüre der jüdischen Wissenschaft. Er las, das heißt, er lernte. Dabei warf er den ganzen Oberkörper nach vorne und rückwärts, nach links und rechts, dabei setzte er seine Hände und Füße in schaukelnde Bewegung, auch die Augen und die Brauen standen nicht still, selbst die Stirnhaut ruhte nicht und runzelte und glättete sich abwechselnd.

Selig lernte also und gab jeden längeren hebräischen Satz im jüdisch-deutschen Jargon wieder, zum Beweise, daß er ihn vollkommen verstanden hat.

Und wie er so lernte, kam Ettel und setzte sich in einer Ecke der Stube nieder. Selig sah es, aber er that als merkte er ihre Anwesenheit nicht und lernte weiter, und mitten in dem eifrigen Studium fuhr ein wunderlicher Gedanke durch sein Hirn.

Er las und las und kam wie zufällig auf ein Kapitel über die Schwangerschaft der Frauen und verdeutschte das Hebräische wie folgt:

„Und das ist von der Schwangerschaft der Weiber: Sobald Eine sich im dritten Monate befindet und ihr Mann geht auf Reisen und beendet nicht was er begonnen — wird sie gebären ein Kind ohne Füße.“

Ettel horchte auf; ein leiser Schauer ging ihr durch den Rücken. Selig las weiter:

„Sobald Eine sich im vierten Monate befindet und ihr Mann geht auf Reisen und beendet nicht was er begonnen — wird sie gebären ein Kind ohne Hände.“

Ettel stand auf, trat näher und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit. Selig las weiter:

„Sobald Eine sich im fünften Monate befindet und ihr Mann geht auf Reisen und beendet nicht was er begonnen — wird sie gebären ein Kind ohne Augen und ohne Mund.“

„Selig, was lernst Du da?“ fragte Ettel. „Mir werd' übel — mir schwindelt —“

Doch Selig hörte sie nicht und las weiter:

„Sobald Eine sich im sechsten Monate befindet und ihr Mann geht auf Reisen und beendet nicht was er begonnen — wird sie gebären ein Kind ohne Kopf.“

„Mein Gott, Selig, Das ist ja schrecklich, gräßlich!“ sprach Ettel. „Ist Das auch wahr?“ Aber Selig ließ sich nicht stören und las mit immer lauterer Stimme weiter:

„Sobald Eine sich im siebenten Monate befindet und ihr Mann geht auf Reisen und beendet nicht was er begonnen — wird sie gebären ein Kind ohne Geschlechtstheile, das heißt, es wird sein nicht Mann und nicht Weib.“

Ettel konnte sich nicht länger halten, sie stieß einen leisen Schrei aus und legte ihre Hand ziemlich unfaust auf die Schultern Seligs. „Selig, bist Du denn taub geworden?“ rief sie.

Erstrocken sprang der Belfer auf, daß ihm die Sammtkappe vom Kopfe flog.

„Wenn ich lerne, so bin ich taub und blind für Alles. Ettel, ich bitte Dich, störe mich nicht.“

„Ist Das auch Alles wahr, was Du hier gelernt hast?“ fragte Ettel.

„Ettel, was in unseren Büchern steht, ist Alles wahr — aber —“

„Was für ein Aber?“

„Nun, nun, hätte ich gewünscht, daß Du da bist, ich hätte dieses Kapitel nicht gelesen, bei meinem Leben, ich hätte es nicht gelesen!“

„Warum?“

„Nun, nun, eben darum, weil Du Dich in Umständen befindest — welche — Du verstehst mich schon, Ettel.“

1890

1889

„Ach ja, ich verstehe Dich, Selig.“

Ettel senkte den Kopf und sann.

Selig blätterte anscheinend ganz phlegmatisch in seinem dickleibigen Buch und begann wieder über einen ganz anderen Gegenstand zu lesen.

„Höre mich, Selig!“

„Was willst Du?“

„Nicht wahr, ich bin zu bedauern, ich bin recht unglücklich?“

„Weider, leider!“ seufzte Selig.

„Was soll ich machen?“

„Nichts sollst Du machen; die Zeit abwarten sollst Du, wo Du ein Kind zur Welt bringst ohne Hände oder ohne Füße oder ohne Kopf oder ohne —“

„Rede es nicht aus, Selig, rede es nicht aus! O, ich würde vor Gram sterben! . . . Ist denn gar keine Hilfe, gar keine Rettung mehr möglich?“

Selig meditierte lang.

„Ja Ettel, mein Kind“, sprach er nach einer Pause, „Hilfe wäre wohl möglich — aber Du müßtest Dich entschließen, durch einen andern Mann vollenden zu lassen, was Dein eigener nicht vollendet hat.“

Ettel erröthete heftig.

„Einen Andern?“ murmelte sie.

„Ja, mein Kind. Was thut nicht eine zärtliche Mutter um eines armen, unschuldigen Würmleins willen?“

„Aber Selig — ein fremder Mann —“

„Dein Gatte war Dir auch fremd.“

„Ich würde höchstens Dich bitten —“

„Nein, Ettel, ich kann nicht — ich darf nicht.“

„Verlangst Du einen Lohn dafür? . . . Fünfundzwanzig Gulden sollen Dein sein.“

Selig meditierte wieder.

„Ich werde mir die Sache überlegen.“

„Thue Das, lieber Selig; wenn mein Mann zurückkehrt und Geld mitbringt, sollst Du weitere fünfzig Gulden bekommen.“

„Nun, nun, wie gesagt, ich werde mir die Sache überlegen. Vor Allem aber muß ich wissen, in welchem Monate Du bist.“

„Das weiß ich selber nicht, aber ich werde die Mutter fragen.“

„Wenn Du es nicht weißt, wird es die Mutter auch nicht wissen, aber ich werde es selbst erfahren. Dieses Buch vermag über Alles, folglich auch über diese Frage Aufschluß zu geben. Lasse mich nur darin lesen.“ Und Selig blätterte und suchte lange, bis er die richtige Stelle fand.

Er las aufmerksam und studierte jeden Satz.

„Nest sind wir im Klaren!“ jagte er endlich.

„In welchem Monate bin ich?“

„Das werde ich Dir gleich sagen, aber Du mußt mir Deinen Leib zeigen. Nach den blauen und rothen Aederchen auf demselben werde ich dann den betreffenden Monat erkennen.“

„Du verlangst viel, Selig.“

„Und wenn Dich die Hebammen untersuchen würde, oder, im Falle einer schweren Geburt, der Arzt? Ich glaube, zu mir sollst Du doch mehr Zutrauen haben als zu einem stottern fremden Arzt.“

„Du hast Recht, Selig,“ sprach das naive, in dörrlicher Einsamkeit erzogene Judentkind. „Aber erlaube mir wenigstens, daß ich mir das Gesicht verhülle — ich schäme mich.“

„So verhülle Dir das Gesicht, aber schnell, schnell, Ettel.“

Selig kniete nieder vor dem enthüllten Altar der Liebe; — er untersuchte und forschte lange — lange. — — —

Ein Geräusch im Nebengemache machte endlich der Untersuchung ein Ende. Ettel eilte ins Freie, Selig setzte sich zu seinem Buch; der Propinator und seine Ehehälfte traten in die Wirthsstube. — — —

Und wieder war es Sabbath. Und wieder schloßen Wirth

und Wirthin und tummelten sich die Kinder im Garten. Und wieder saß Selig in der Wirthsstube bei seinem Buch und Ettel saß neben ihm.

Sie war nicht mehr schüchtern und besangen, die hübsche Ettel, sie that ganz vertraut mit dem Belfer, der seine Forschungen fortsetzte noch so manchen Samstag und wohl auch an manchen Werkstage, bis ein Brief die Rückkunft des Gatten Ettels ankündigte.

Eines schönen Morgens suchten die Kinder nach ihrem Lehrer vergebens. Sie fanden ihn nicht in seiner Kammer, sie fanden ihn weder im Garten, noch in der Mühle, noch in der Brennerei. Selig war verschwunden. — — —

„Du hast lange gesäumt und mich vernachlässigt!“ sprach Ettel, ihren Mann ziemlich kalt empfangend.

„Nu, nu, ich bin wieder da. Wie geht es Dir?“

„Gut.“

„Was macht unser — —?“

Er warf einen prüfenden Blick auf die umfangreiche Rundung seiner Gattin und lächelte verklärt. Er war zufrieden. „Es gedeiht,“ murmelte er, „es gedeiht — — — kein böses Auge soll auf Dir ruhen, meine goldene Frau!“

„Ja, es gedeiht“, sprach Ettel, „aber nicht durch Dich, Du Pflichtvergessener!“

„Wa—a—as?“ stotterte Schmül.

„Hätte mir nicht ein verständiger Mann den Kopf geöffnet, hätte er mir nicht einen guten Rath ertheilt, dann würdest Du einen Wechselbalg erwarten und nicht ein Kind.“

Schmül machte große Augen.

„Was faselst Du? fragte er.“

„Du hast mich zurückgelassen und hast vergessen auf die Füßlein, auf die Händlein, auf den Kopf, auf Alles.“

„Bist Du meschügge,*“ Ettel?“

„Ich mußte fremde Hilfe in Anspruch nehmen, um nicht einen elenden Krüppel auf die Welt zu bringen.“

„Tate, Mame! Schwiegervater! Schwiegermutter!“ schrie Schmül auf, als wäre er mit nackten Füßen auf glühende Kohlen getreten.

Er begann zu springen, er begann zu toben, er riß sich die Haare aus, er geberdete sich wie ein dem Tollhaus Entspringener.

„Ich bin hin! Ich bin verloren! Ich bin geschlachtet, vergiftet, verrathen, geschändet, entehrt!“

Der Vater, die Mutter und das ganze Gesinde eilten herbei.

„Erzähle Schmül, was ist geschehen?“

„Sie soll erzählen, sie!“

Und Ettel erzählte ganz unbefangen, wie sich die Sache zugezogen.

„Der Belfer! . . . der Schuft! . . . der Hund! . . . der Dieb! . . . der Betrüger!“ schrie man. „Gelähmt und verschämt soll er werden!“ „Löcher soll er bekommen in der Lunge und Geschwüre auf der Zunge!“ „Fluch ihm, Fluch!“

„Fluchet nicht!“ bat Ettel, „der Arme hat sich genug schwer bemüht.“

„Werde gelähmt mit ihm! . . . Und Du hast ihm noch fünfzig Gulden gegeben, mein Gut und Blut!“

„Er hat sie verdient und ich hoffe, daß mein Mann die Schuld seiner Gattin tilgen und die andere Hälfte des Lohnes ehrlich bezahlen wird.“

Schmül ließ sich noch an demselben Tage von seiner Gattin, nach allen Regeln des Gesetzes für immer und ewig scheiden und damit das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, einen ehrlichen Namen und einen rechtmäßigen Vater bekomme, suchte man den verschollenen Selig auf und gab ihm die junge Frau zur Gattin. Und der Propinator Neb Fischel bereute diesen Schritt nicht, denn er fand einen pflichterfüllten Behelfer und Nachfolger in seinem Geschäfte — in dem Belfer.

*) wahnfinnig.

Allerlei Kunst. I.



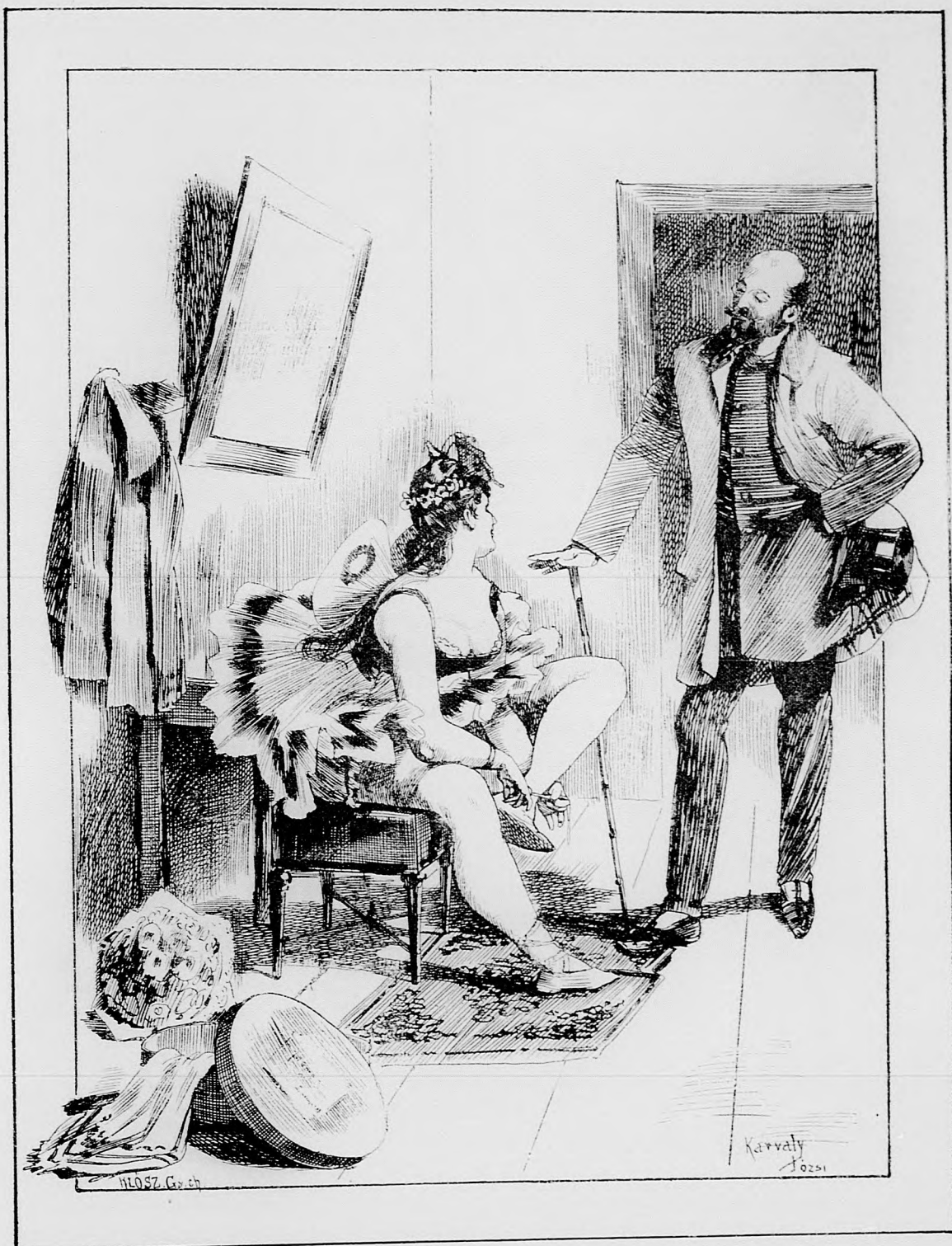
— Unglaublich! Der filzige Baron Pfusch hat Dir einen Brillantschmuck zum Geschenk gemacht! Seit wann ist er denn ein solcher Kunstmären?

— Seitdem er meine Kunst kennen gelernt hat.

1890

1889/

Allerlei Kunst. II.



- Sie schweben wie ein wirklicher Schmetterling über die Bühne.
- Das ist eben meine Kunst.
- Wie soll ich aber den Schmetterling abfangen?
- Das wäre Ihre Kunst.

Allerlei Kunst. I.



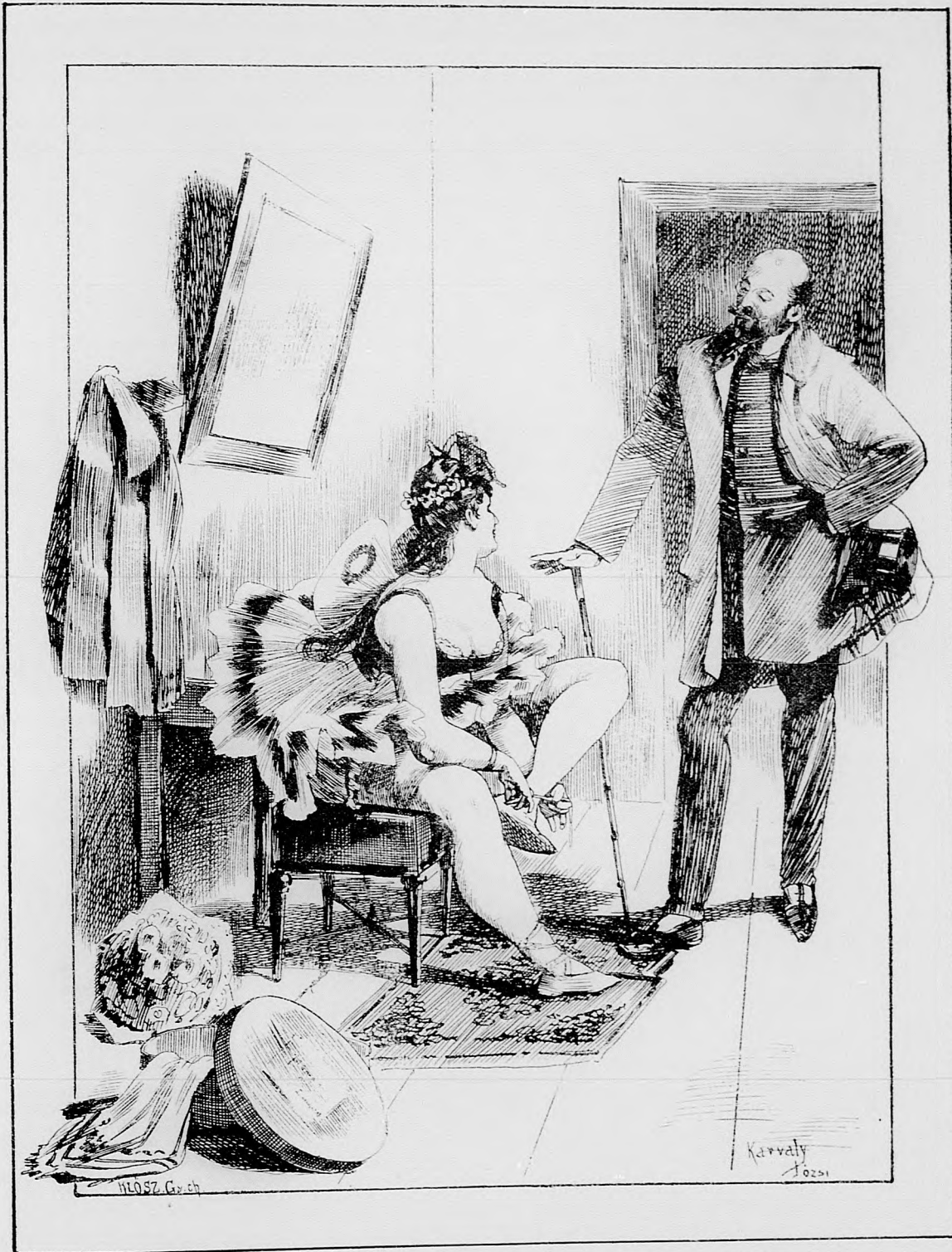
— Unglaublich! Der filzige Baron Pfusch hat Dir einen Brillantschmuck zum Geschenk gemacht! Seit wann ist er denn ein solcher Kunstmäcen?

— Seitdem er meine Kunst kennen gelernt hat.

1890

1889/

Allerlei Kunst. II.



- Sie schweben wie ein wirklicher Schmetterling über die Bühne.
- Das ist eben meine Kunst.
- Wie soll ich aber den Schmetterling abfangen?
- Das wäre Ihre Kunst.

Das Stelldichein.



„Nun schweig des Tages
Gefimmel,
Hell blüht der Sterne
Schein,
Ich warke auf lauschigem
Plätzchen
Zum süßen Stelldichein.

„Und wird mir das Leben
auch sauer
Tagsüber durch Arbeit
gemacht,
So weiß ein liebendes
Mädchen
Mir doch zu versüßen
die Nacht.“

So sitzt und träumt und
lunet
Der Jüngling auf schaf-
tigem Platz,
Sein Liebchen äugelt in-
dessen
Schon nach einem andern
Schah.

Das Liebchen kam nicht,
den Jüngling
Erfasste unnenmbares
Weh;
Er wußte nicht, daß sie
geschaut ihm
Ins leere Portemonné.

Hans Heuft.

Moderne Spionage.

Von Armand Silvestre.

I.

Neulich reisten wir, nämlich mein Freund Jacques und ich, in jenem wunderbaren Winkel von Frankreich, welcher Orange von Grenoble scheidet. Dort gab es an den meisten Häusern eine Eigenthümlichkeit, die meine Aufmerksamkeit erregte. Fast alle dieser Häuser trugen nämlich in der Höhe des ersten Stockwerkes einen vorspringenden Zubau von Holz, eine Art winziger Schweizerhäuschen, eingerahmt von Ephen und Schlinggewächsen.

— Das sind wohl Taubenschläge? bemerkte ich zu meinem Reisegefährten.

— Ich wünsche Dir nicht, die Tauben züchten zu müssen, die da ausgebrütet werden, erwiderte Jacques lächelnd.

— Bin ich ein Dummkopf! fuhr ich fort; das sind Speisekammern.

Jacques brach in ein helles Gelächter aus und rief:

— Ich will Deinen Vermuthungen ein Ende machen. Du willst wissen, welcher Gott in diesen kleinen Kapellen angebetet wird, welche in der Luft hängen, gleich den Gärten der Semiramis? Nehmen wir an, es sei der Gott Crepitus geräuschvoller Angedenkens.

— Aha, es ist der . . .

— Richtig, es ist der Ort, der von Leuten, die das

Englische schlecht aussprechen, „Walter Scott“ genannt wird. Und hier hast Du wieder einmal Gelegenheit, den praktischen Sinn des Bauern zu beobachten. Die monocleförmige Oeffnung dieses häuslichen Mars schaut auf die Sentgrube hinab, damit die Blicke, die da hindurchdringen, befruchtend seien, wie die Strahlen der Sonne. Allerdings schaut da nicht die Sonne hinab, sondern der Mond.

Unser Gespräch — so fuhr er nach einer Weile fort — erinnert mich übrigens an ein Abenteuer, das sich im vorigen Jahre ereignet hat und bei welchem diese kleinen Festungen mit ihrem harmlosen Geschütz eine sehr heitere Rolle spielten.

II.

Es war zur Zeit der großen Manöver, an welchen ich theilnahm. Ich gehörte zu jener Heeres-Abtheilung, welche die Festung Voiron nach heldenmüthigem Widerstande bezwang. Seit der Belagerung von Pampeluna hat man nichts Aehnliches gesehen. Wie immer, wimmelte es in der Gegend auch damals von Spionen. Unter diesen waren die Italiener in der Uebersahl, da wir in der Nähe der Alpen operirten.

Einer dieser Kerle — wir wollen ihn Métoncula nennen — schlich also in dieser Gegend umher, ausgerüstet mit einem jener kleinen photographischen Apparate, welche die Gegenstände im Augenblicke auf winzigen Clichés fixiren, die dann erst durch die Vergrößerung deutlich werden. Herr Métoncula verfolgte bei seinem Thun einen doppelten Zweck. Vor Allem war er ehrgeizig und wollte Herrn Crispi, dem Chef der Regierung seines Vaterlandes, sehr werthvolle Informationen liefern. Ferner war er verliebt — Dies ist auch seine einzige Entschuldigung — und hoffte durch diese Leistung zu einem Aemtschen zu gelangen, das ihm gestatten würde, die Signora Lucrezia Bentalani heimzuführen, die schöne Tochter des reichen Gastwirthes Giuseppe Bentalani, die ihm bisher grausam ihr Herz und was sonst noch dazu gehört, verschlossen hatte.

Unser Métoncula, dem Gott die Sinne verwirren möge, stand daher in eifriger Beobachtung, während unsere Bataillone stürmten, die Kanonen auf den Höhen donnerten, die Reiter-Abtheilungen mächtige Staubwolken aufwirbelten. Ein Haus, welches ich Dir sogleich bezeichnen werde, — weil es von der Straße, der wir folgen, zu sehen ist — beherrschte das Schlachtfeld. Dieses Haus stand an den Berg gelehnt und war gleichsam eine erste Loge bei diesem kriegerischen Schauspiel. Gleich allen übrigen, die Du soeben gesehen hast, trug auch dieses Haus jenes Anhängsel, dessen nützliche Bestimmung ich Dir vorhin genannt habe. Ein Sturmwind, der einige Tage vorher gewüthet, hatte von dem „Zubau“ einige Bretter weggerissen, so daß alle Jene, welche dahinkamen, um ihren Tribut abzutragen, jenes Gesicht zeigten, das nur mit einem Auge geziert ist.

III.

Métoncula, der sehr scharfsinnig war und der mit Hilfe seines ausgezeichneten Feldstechers dieses Häuschen unter allen anderen herausfand, sagte sich, daß ohne Zweifel der französische Generalstab in jenem Häuschen Offiziere aufstellung nehmen läßt, damit sie von da den Fortgang des Manövers beobachten. Dieses Schweizerhäuschen da oben war sicherlich

1890

1889

ein Beobachtungsort. Was ihn in dieser Meinung noch bestärkte, war die Wahrnehmung, daß er, indem er sich eines noch schärferen Fernglases bediente, an einem kleinen Fensterchen jenes Beobachtungshäuschens rosige Gegenstände auf einander folgen sah, welche Gesichtern glichen.

— Per Bacco! rief er, — wenn ich die Portraits all' dieser Generale heimbringen könnte, die ohne Zweifel die besten der ganzen französischen Armee sind — welche uner-schöpfliche Quelle von Informationen wäre Das! In welche Gunst würde ich mich bei dem Cabinet durch diese Idee setzen, die noch kein Anderer vor mir gehabt hat! O Lucrezia! Bald wirst Du mein Weib sein und wir werden die Herberge Deines würdigen Vaters weiterführen. Ich werde Dich dann stets an meiner Seite haben, bei Tage am Schanztisch, bei Nacht in unserem guten, breiten Ehebett . . .

Nach diesem lyrischen Ausrufe richtete Métoncula seinen kleinen photographischen Apparat auf und in weniger als einer Stunde besaß er die Lichtbilder von etwa zwanzig jener Gesichter, welche vor dem geheimnißvollen Fensterchen des Häuschens da oben erschienen waren. Alle diese Bilder waren — wie gesagt — mikroskopisch und die Vergrößerung allein vermochte sie erkennbar zu machen. Er sammelte diese kleine Kollektion und verschloß sie sorgfältig in seinem Portefeuille.

IV.

Nun muß ich Dir erzählen, was inzwischen in dem Häuschen vorging, das der Gegenstand so aufmerksamer Beobachtungen war. Dasselbe war von der Wittve Cabi bewohnt, einer ausgezeichneten Frau und Mutter von acht Kindern. Sie hatte an diesem Tage ihre ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft eingeladen. Obgleich der verstorbene Herr Cabi ein tapferer Held gewesen, wor seine Nachkommenschaft doch recht feige und furchtsam. Der Donner der Kanonen, das Getöse der dahinjagenden Reiter-Abtheilungen übte eine so tiefe Wirkung auf diese wackeren Leute, daß eine allgemeine Kolik unter ihnen ausbrach. Einer nach dem Andern stürmte in das gewisse Buen-retiro und gab seine Rehrseite der photographischen Vervielfältigung durch Herrn Métoncula preis. Das waren die Portraits, die der italienische Spion so sorgfältig sammelte, um damit seinem Vaterlande zu dienen und sein eigenes Glück zu begründen.

Zwei Tage später übergab er dem offiziellen Photographen des Kriegs-Ministeriums seine Clichés und bat ihn, zwei Vergrößerungen davon herzustellen, die eine für den Chef des Cabinets, die andere für Herrn Ventalani, seinen zukünftigen Schwiegervater, dem er eine besonders angenehme Ueberraschung bereiten wollte.

Der offizielle Photograph gehorchte pünktlich. Ein Album (mit geheimnißvollen Erläuterungen des Herrn Métoncula) wurde Herrn Crispi zu Füßen gelegt, ein zweites ging per Post an den Signor Ventalani ab.

Die Wirkung war eine zweifache und geradezu bligartige. Vom Ministerium erhielt Herr Métoncula eine Verwarnung, an die er Zeit seines Lebens denken wird. Was aber Herrn Ventalani betrifft, so erkannte dieser in dem von der Rehrseite angefertigten Portrait der Frau Cabi jenes Stück, das er einst, während seines Aufenthaltes in Frankreich, leidenschaftlich ge-

liebt und verehrt hatte. Er reiste sogleich ab und heirathete die nunmehr verwitwete Geliebte und zerstörte so die Hoffnungen der armen Lucrezia.

So verscherzte der unglückliche Métoncula die Werthschätzung der Regierung und zugleich die gute Partie. Eine gesunde Lehre für alle Spione.



aviar = Schnitten.

Von der Straße.

Fritz und Arthur begegnen sich.

Fritz: Du machst neuestens der kleinen Elsa Müller sehr heftig die Cour.

Arthur: Freundchen, ich will sie zur Frau nehmen.

Fritz: Was ist Dir eingefallen?

Arthur: Ihre Mitgift.

*

Im Kaffeehause.

Madame A. (im Staatsanzeiger blätternd) Sagen Sie mir, Liebste, was heißt der „Amtliche Theil“ und der „Nichtamtliche Theil?“

Madame B. Der amtliche Theil ist — Dein Mann; der nichtamtliche Theil ist — Dein Verehrer.

*

Bakfischweisheit.

Das 14 jährige Tindchen:

— Mama, ist es wahr, daß die kleinen Kinder von den Störchen gebracht werden?

— Ja.

— Wozu heirathet man dann?

*

Poetischer Schwung.

Alfred in höchster Begeisterung zu Isabella:

— Ach, meine Holdsehe, gestatten Sie, daß ich der Entfernung zwischen unseren Lippen ein Ende mache!

*

Eine Schwärmerin.

Mimi zu Lili:

— Oh, meine Theuerste, es wird noch lange währen, bis ich einen Mann finde, der meinem Ideal entspricht!

— Und was willst Du inzwischen anfangen?

— Inzwischen will ich heirathen.



Reue.

Von Henry de Welsen.

Wie war es doch?
Ich lag im Gras, spielte mit Kieselsteinen,
Der treue Hund lag neben mir —
Ich wußte nichts von Leid und Weinen.

Wie ist es jetzt?
Ich bin gar reich, spiele mit Edelsteinen,
Ein alter Mann ruht neben mir —
Ich möchte vergehen und weinen.

Auf Abwegen.

(16)

Roman von Alfred Delvau.

Die Zeugen begrüßten sich gegenseitig, wie es unter solchen Umständen üblich ist, und begaben sich dann in das Dickicht, das den Teich einräumte, um einen passenden Ort für den Zweikampf auszusuchen.

Jean le Hendier und Horace Chaffaroux blieben allein, einander gegenüber, nur durch eine Entfernung von wenigen Metern von einander getrennt.

Trotz der Herrschaft, die er über sich hatte, konnte Horace sich eines Schauers nicht erwehren, als er den Mann, der ihn verleumdet hatte, da, in seinem Handbereiche sah. Er fühlte sich einen Augenblick verunsichert, sich auf seinen Gegner zu stürzen und ihn mit seinen beiden Händen zu erdroffeln; doch er hielt an sich. Die Zeugen kehrten eben zurück.

— Meine Herren, wenn es beliebt, sagte Bourrimean.

Le Hendier setzte sich zuerst in Bewegung; Chaffaroux blieb einen Augenblick zurück, um tief Athem zu schöpfen.

— Rüste ab, meine Herren! geboten die Zeugen, indem sie ihre Plätze einnahmen, während einer derselben die entblößten Säbel hielt, bis die beiden Gegner bereit sein würden.

Horace zog rasch seinen Rock aus und schleuderte ihn hastig unter einen Baum, wie Einer, den es drängt fertig zu werden. Dann zog er auch seine Weste aus, um sie dem Rocke nachzusenden, als seine vor Zorn und Aufregung zitternde Hand an einen kleinen, harten Körper stieß, der sich in einer der Westentaschen befand. Unwillkürlich untersuchte er, was dies für ein Gegenstand sei, dessen Anwesenheit ihn in Verwunderung versetzte, und zog — ein Portemonnaie hervor, das er als dasjenige Astartens erkannte und das ein Duzend Goldstücke enthielt.

— Ach! schrie er schmerzlich auf, indem er das Geld-

täschchen weit wegshleuderte. Ach, er hat Recht gehabt! er hat Recht gehabt!

Und ehe die Zeugen dieser seltsamen Scene sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatten, rannte Horace wie ein Wahnsünniger durch den Wald davon.

Jacques Lariotte eilte ihm nach und rief ihn stehend und trostlos, indem er allgemach die Ursache dieser unsinnigen Flucht errieth, eine Ursache, die umso ernster war, als sie Niemandem erklärt werden konnte.

— Armer Freund! murmelte er, indem er stehen blieb und sich entschloß, zu den Uebrigen zurückzukehren.

Jean le Hendier und seine beiden Sekundanten hatten sich mit dem Vorfall abgefunden und besprachen denselben mit einem leicht erklärlichen Uebelwollen. Konnte doch der Vorfall unmöglich zu Gunsten Chaffaroux' gedeutet werden. Sie schickten sich zur Heimkehr an, als Lariotte bleich und erregt vor ihnen erschien.

— Meine Herren, sprach er mit fester und tiefer Stimme, ich bin Herrn Chaffaroux nachgelaufen, um eine Erklärung von ihm zu erlangen, auf die Sie ohne Zweifel ein Recht haben . . .

— Mein Gott, sagte Le Hendier höhnisch, welche Erklärung sollte man Da suchen? Die Flucht erklärt sich . . . durch die Flucht.

— Mein Herr, erwiderte Jacques ihn unterbrechend, ich möchte Ihnen bemerken, daß ich der Zeuge meines Freundes Chaffaroux bin und daher mit Leib und Ehre für ihn einstehe. Wenn er hinweggeeil ist, so hatte er wohl ernste Gründe, es zu thun, und ich gestatte Niemandem, die Ehrenhaftigkeit dieser Gründe anzuzweifeln. Herr Horace Chaffaroux ist fort; ich bin bereit, an seine Stelle zu treten. En garde! mein Herr!

— Jacques, dieses Duell ist unmöglich, rief Tournebu, der das Geldtäschchen Louissens erkannt und in Folge der Schreckensgeberde Chaffaroux' die Wahrheit errathen hatte. Dieser Zweikampf ist unmöglich. Sie sind ein Ehrenmann und haben das Recht, für die Ehrenhaftigkeit des Anderen einzustehen. Wenn Herr Chaffaroux verschwunden ist, so hatte er — wie Sie sagen — zwingende Gründe dazu. Ich glaube an den Muth und an die Ehrenhaftigkeit Chaffaroux'. Wären Sie nicht für ihn eingestanden, so hätte ich es gethan; denn trotz des Abgrundes, der uns für immer trennt, kann ich seinen Charakter nicht in dem Maße verkennen, um ihn mit Leuten zu vermengen, die vor einem Degen fliehen, weil sie den Tod fürchten. Le Hendier, ich höre in diesem Augenblicke auf, Ihr Zeuge zu sein und bitte Sie, auf jedes Zusammentreffen mit Herrn Chaffaroux zu verzichten. Es gibt Dinge, vor welchen wir uns einfach verneigen und schweigen müssen. Deswegen keine Feindschaft, Le Hendier.

— Ich danke Ihnen in meinem und in Horace Namen, sprach Jacques, indem er Tournebu die Hand reichte.

Dann las er im Grase die Goldstücke auf, die aus Astartens Geldtäschchen gefallen waren und reichte das Ganze Molard, indem er ihm mit leiser Stimme sagte:

— Guter Théophile, ich bitte Sie, Dies der Louise Bigot, Rue Saint-Georges zu bringen. Es ist das Geld ihres Liebhabers. Da sie ihn wahrscheinlich früher wiedersehen wird,

1890

1889

als wir, ist es unsere Pflicht, ihr das Geld zurückzustellen. Sie haben mich begriffen, guter Théophile?

— Ich habe Sie begriffen, ich habe Alles begriffen! sagte Théophile gerührt. Lassen Sie sich umarmen, mein tugendhafter Jacques.

— Umarmen Sie mich und gehen Sie, guter Théophile! sprach Jacques, den es drängte, sich auf die Suche nach Chaffaroux zu machen.

Die Herren trennten sich. Tournebu, Bouronneau, Molard und Le Heudier gingen nach der einen Seite, Jacques Variotte nach der andern — mit den Kleidern Chaffaroux' unter dem Arm.

Alein Variotte durchsuchte vergebens den Wald nach allen Richtungen; vergebens auch schrie und rief er. Niemand antwortete ihm und er kehrte allein, entnuthigt nach Paris zurück.

XIX.

Jacques Variotte hatte den ganzen Wald durchsucht, ohne Chaffaroux zu finden und doch war er keinen Meter weit an der Stelle vorbeigekommen, wo Horace, von Schmerz und Scham erdrückt, halbtodt ins Gras gesunken war.

Unbeschreiblich war der Zustand der Abspannung, welcher ohne Uebergang jenem Wuthanfall folgte, von welchem Horace ergriffen worden, als er in seiner Westentasche Horaces Geldtäschchen entdeckte. Er war niedergeschmettert, vernichtet; und hatte er in der ersten halben Stunde seines tollen Laufes gewüthet und geschrien, so fand er jetzt nur mehr die Kraft zu weinen, denn er fühlte sich jetzt wirklich entehrt, verloren in Aller Augen.

Er lag in einem ausgetrockneten Graben, auf einer Schichte Wurzeln und Dornen, die ihm den Leib zerrissen, ohne daß er es merkte. Vielleicht wäre er da vor Ermüdung, Hunger und Noth zugrunde gegangen, wenn nicht die Annäherung von Stimmen und Schritten ihn genöthigt hätte, sich zu erheben, um einen andern, weniger zugänglichen Ort aufzusuchen.

Mit einem Satze fuhr er empor, wie ein Thier des Waldes, das von seinem Ruhelager plötzlich durch die Jäger aufgeschreckt wird und begann auf gut Glück zu laufen.

Inzwischen hatte es auch zu regnen angefangen. Es war ein feiner, durchdringender Regen von der Art, wie sie dem Herbst vorangehen. Dieser Regen hielt Horace auf seiner wilden Flucht nicht auf. Bald war er bis auf die Knochen durchnäßt, ohne daß er es merkte. Ihm war die Seele zerrissen, was kümmerte ihn der Leib? Ein Schmerz mehr oder weniger — was hat Das zu bedeuten?

Da der rasche Lauf ihn in Schweiß versetzte und Schweiß und Regen zusammen sich nicht gut vertragen, begann Horace bald zu frösteln und mit den Zähnen zu klappern. Fieberschauer bemächtigten sich seiner und ließen ihn nicht mehr los. Er versuchte gegen Wind und Wetter vorzudringen, dem unbekannten Feinde Trost zu bieten; aber es war vergebens: das Uebel war stärker als er. Er fiel hin, erhob sich wieder, fiel

noch einmal und erhob sich abermals, bis er endlich ein letztes Mal hinsank und sich nicht mehr erheben konnte.

Nach einem wahn sinnigen Kreislaufe von fünf Stunden war er auf demselben Wege angelangt, auf welchem er am Morgen mit seinen Zeugen den Wald betreten hatte.

Einige Schritte von dem Walde, an der Straße, an deren Rande er halbtodt niedergesunken war, und welche bis zur Eisenbahn-Station Bellevue führte, stand ein Häuschen, das letzte und bescheidenste jener Cottages, welche die wohlhabenderen Pariser sich hier gebaut haben. Es war eine Art Schweizerhaus mit breitem Dache, offenem Gange und grünen Fensterläden, ganz so geartet, wie die kleinen hölzernen Häuschen, die man den Kindern zu spielen gibt.

Eines rettete übrigens das Aussehen des Häuschens; das war der Garten, der es umgab, wie das Moos ein Nest umgibt. Dieses Nest war von einer Schauspielerin am Odéon-Theater bewohnt, einer jungen Frau, die vermöge ihrer Güte und ihres Geistes fast schön war. Sie hieß Fräulein Sylvia am Theater und Frau Lemonnier im Leben.

Fräulein Sylvia bewohnte das Schweizerhäuschen gewöhnlich allein. Wenn Herr Lemonnier hier Aufenthalt nahm, brachte er seinen Kammerdiener mit. Wenn er nicht da war, bestand das Dienstpersonal aus einer Köchin und einer Jose.

Für den Augenblick war Herr Lemonnier im Seebad Trouville; Fräulein Sylvia wohnte daher allein in dem Schweizerhäuschen. Seit achtzehn Monaten spielte sie nur mehr selten. Seit Beginn der Saison hatte sie sich in ihrem Landhäuschen zu Bellevue niedergelassen, wo sie von Zeit zu Zeit einige Freundinnen mit ihren Fremden empfing. Wenn Niemand zu Besuch da war, nahm sie ein Buch und ging ein Stück Weges in den Wald hinein, wobei ihre Jose Julie sie zuweilen begleitete.

An diesem Tage hatte Madame Lemonnier in Begleitung ihrer Kammerfrau einen längeren Spaziergang gemacht und es war fast fünf Uhr, als sie den Heimweg antraten. Sie beschleunigten ihre Schritte, um nicht zu spät im Walde zu bleiben und weil um fünf Uhr gespeist wurde. Als sie an der Stelle vorbeikamen, wo Horace lag, blieb Julie stehen, die ihrer Herrin um einige Schritte voraus war.

— Madame, Madame, da liegt ein Mann! rief sie entsetzt und wollte ihre Herrin fortziehen.

Doch Sylvia errieth mit dem wunderbaren Herzensinstinkt der Frauen, daß diesem Manne Hilfe gebracht werden müsse, anstatt daß man vor ihm flieht. Sie näherte sich denn beherzt.

— Sie sind verwundet, mein Herr, sprach sie, als sie an seinem Hemde Blutsflecken wahrnahm, welche von den Dornen und dem Gestrüpp herrührten, die ihm den Leib zerrissen hatten.

Horace lag bewusstlos da und konnte nicht antworten.

Sylvia neigte sich über ihn und stieß einen Schreckschrei aus.

— Herr Chaffaroux! rief sie, als sie den Dichter erkannte, der ihr eine sehr dankbare Rolle in seiner Komödie

Verlag von G. Grimm in Budapest.

Seit April 1886 erscheint in meinem Verlage das
illustrirte Wochenblatt



Ein Blatt voll hochinteressanten Inhaltes und gediegener Illustrationen
ähnlich dem Journal amusante, Vie parisienne, wie es in Deutschland
noch nicht existirte.

Pränumerations-Preis

für Oesterreich-Ungarn:		für Deutschland:		übriges Ausland:	
auf 3. Monate	2 fl. 50 fr.	4 Mark	50 Pf.	5 Mark	30 Pf.
" 6 "	4 fl. 50 fr.	8 Mark	—	9 Mark	60 Pf.
" 12 "	8 fl. —	14 Mark	—	17 Mark	20 Pf.

bei Franco-Zusendung unter geschlossenem Kreuzband. „Caviar“ ist
auch in 17 (dreiwöchentlichen) Heften à 50 fr. = 90 Pf. zu beziehen.

Bei Abonnement wolle man gef. angeben ob die Zusen-
dung in Wochennummern oder in Heften gewünscht wird.

Eine Probenummer wird gegen Einsendung von 25 fr. = 40
Pf., ein Probeheft gegen Einsendung von 55 fr. = 1 Mark, (in Briefmarken)
franco expedirt.

Die ersten drei complete Jahrgänge (April 1886 — April
1887, April 1887—April 1888, April 1888—April 1889) sind noch zum
Preise von je 8 fl. 5. W. = 14 Mark, hochelegant gebunden je 9 fl.
50 fr. = 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.

Der Jahrgang des „Caviar“ läuft also von April—April;
am 1. April 1889 begann der vierte Jahrgang.

1890

1889

Budapest.

in einem Verlage das



diegener Illustrationen
e, wie es im Deutschen

Preis

übriges Ausland:
5 Mark 30 Pf.
9 Mark 60 Pf.
17 Mark 20 Pf.
Bd. „Caviar“ ist
90 Pf. zu beziehen.
geben ob die Zusen-
nicht wird.
dung von 25 fr. — 40
Mark, (in Briefmarken)

(April 1886 — April
1889) sind noch zum
ant gebunden je 9 fl.

so von April—April;

Pikante und sensationelle Lektüre in deutscher Sprache.

Aus dem Verlage
von

Gustav Grimm

in

BUDAPEST

IV., Grenadiergasse 8.



Gegen Einsendung der entfallenden Beträge (mittels Postanweisung
oder in recommandirten Briefen) expedirt jede Buchhandlung,
wie auch die Verlagsbandlung überallhin franco. Briefmarken
werden bei kleineren Beträgen an Zahlungsstatt genommen.

Meine Kataloge, sowie Anzeigen über neue Erscheinungen
deren fortwährend unter der Presse sind werden Interessenten gern
auf Wunsch zugesandt; um deutliche Adresse wird gebeten.

Sonstiger Verlag von G. Grimm
in Budapest.

Bauernstudenten. Erzählung von Arne Garborg. Aus der „Landsmaal“, dem norwegischen Volksdialekt übertragen von Ernst Brausewetter. 3 Mark = 1 fl. 80 kr. ö. W.

Die Schwiegermütter. Allen Leidensgenossen gewidmet von einem Schwiegerohn. 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Es schickt sich nicht. Nach dem englischen Don't. 1 Mark = 60 kr.

Revandy-Geschichten. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Mit Illustrationen in Rothdruck. 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Die Katastrophe im Hause Wittelsbach. Von Ludwig von Walde. 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Hof und Gesellschaft von Berlin von Graf Paul Bassi. Autorisierte Uebersetzung des sensationellen Buches „La société de Berlin.“ 5. Auflage. 2 Mark = 1 fl. 20 kr. ö. W.

Theoretisch-praktische Unterrichts-Briefe (Nach Rosenthal's Meisterschafts-Systeme) zur Erlernung der ungarischen Sprache. Hauptsächlich für den Selbstunterricht verfaßt von Moriz Pollacsek, Hauptschullehrer. 14 Briefe jeder 2-3 Bogen umfassend, zu dem Preise von 30 kr. ö. W. = 50 Pf pro Brief



Reue.

Von Henry de Welsén.

Wie war es doch?
 Ich lag im Gras, spielte mit Kieselsteinen,
 Der treue Hund lag neben mir —
 Ich wußte nichts von Leid und Weinen.

Wie ist es jetzt?
 Ich bin gar reich, spiele mit Edelsteinen,
 Ein alter Mann ruht neben mir —
 Ich möchte vergehen und weinen.

Auf Abwegen.

(16)

Roman von Alfred Delvau.

Die Zeugen begrüßten sich gegenseitig, wie es unter solchen Umständen üblich ist, und begaben sich dann in das Dickicht, das den Teich einsäumte, um einen passenden Ort für den Zweikampf auszufinden.

Jean le Heudier und Horace Chaffaroux blieben allein, einander gegenüber, nur durch eine Entfernung von wenigen Metern von einander getrennt.

Trotz der Herrschaft, die er über sich hatte, konnte Horace sich eines Schauers nicht erwehren, als er den Mann, der ihn verleumdet hatte, da, in seinem Handbereiche sah. Er fühlte sich einen Augenblick versucht, sich auf seinen Gegner zu stürzen und ihn mit seinen beiden Händen zu erdroffeln; doch er hielt an sich. Die Zeugen kehrten eben zurück.

— Meine Herren, wenn es beliebt, sagte Bonromeau.

Le Heudier setzte sich zuerst in Bewegung; Chaffaroux blieb einen Augenblick zurück, um tief Athem zu schöpfen.

— Röcke ab, meine Herren! geboten die Zeugen, indem sie ihre Plätze einnahmen, während einer derselben die entblößten Säbel hielt, bis die beiden Gegner bereit sein würden.

Horace zog rasch seinen Rock aus und schleuderte ihn hastig unter einen Baum, wie Einer, den es drängt fertig zu werden. Dann zog er auch seine Weste aus, um sie dem Rocke nachzusenden, als seine vor Zorn und Aufregung zitternde Hand an einen kleinen, harten Körper stieß, der sich in einer der Westentaschen befand. Unwillkürlich untersuchte er, was dies für ein Gegenstand sei, dessen Anwesenheit ihn in Verwunderung versetzte, und zog — ein Portemonnaie hervor, das er als dasjenige Astartens erkannte und das ein Duzend Goldstücke enthielt.

— Ach! schrie er schmerzlich auf, indem er das Geld-

täschchen weit wegshleuderte. Ach, er hat Recht gehabt! er hat Recht gehabt!

Und ehe die Zeugen dieser seltsamen Scene sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatten, rannte Horace wie ein Wahnsinniger durch den Wald davon.

Jacques Variotte eilte ihm nach und rief ihn stehend und trostlos, indem er allgemach die Ursache dieser unsinnigen Flucht errieth, eine Ursache, die umso ernster war, als sie Niemandem erklärt werden konnte.

— Armer Freund! murmelte er, indem er stehen blieb und sich entschloß, zu den Uebrigen zurückzukehren.

Jean le Heudier und seine beiden Sekundanten hatten sich mit dem Vorfall abgefunden und besprachen denselben mit einem leicht erklärlichen Uebelwollen. Konnte doch der Vorfall unmöglich zu Gunsten Chaffaroux' gedeutet werden. Sie schickten sich zur Heimkehr an, als Variotte bleich und erregt vor ihnen erschien.

— Meine Herren, sprach er mit fester und tiefer Stimme, ich bin Herrn Chaffaroux nachgelaufen, um eine Erklärung von ihm zu erlangen, auf die Sie ohne Zweifel ein Recht haben . . .

— Mein Gott, sagte Le Heudier höhnisch, welche Erklärung sollte man Da suchen? Die Flucht erklärt sich . . . durch die Flucht.

— Mein Herr, erwiderte Jacques ihn unterbrechend, ich möchte Ihnen bemerken, daß ich der Zeuge meines Freundes Chaffaroux bin und daher mit Leib und Ehre für ihn einstehe. Wenn er hinweggeilt ist, so hatte er wohl ernste Gründe, es zu thun, und ich gestatte Niemandem, die Ehrenhaftigkeit dieser Gründe anzuzweifeln. Herr Horace Chaffaroux ist fort; ich bin bereit, an seine Stelle zu treten. En garde! mein Herr!

— Jacques, dieses Duell ist unmöglich, rief Tournebu, der das Geldtäschchen Louissens erkannt und in Folge der Schreckensgeberde Chaffaroux' die Wahrheit erathen hatte. Dieser Zweikampf ist unmöglich. Sie sind ein Ehrenmann und haben das Recht, für die Ehrenhaftigkeit des Anderen einzustehen. Wenn Herr Chaffaroux verschwunden ist, so hatte er — wie Sie sagen — zwingende Gründe dazu. Ich glaube an den Muth und an die Ehrenhaftigkeit Chaffaroux'. Wären Sie nicht für ihn eingestanden, so hätte ich es gethan; denn trotz des Abgrundes, der uns für immer trennt, kann ich seinen Charakter nicht in dem Maße verkennen, um ihn mit Leuten zu vermengen, die vor einem Degen fliehen, weil sie den Tod fürchten. Le Heudier, ich höre in diesem Augenblicke auf, Ihr Zeuge zu sein und bitte Sie, auf jedes Zusammenreffen mit Herrn Chaffaroux zu verzichten. Es gibt Dinge, vor welchen wir uns einfach verneigen und schweigen müssen. Deswegen keine Feindschaft, Le Heudier.

— Ich danke Ihnen in meinem und in Horace Namen, sprach Jacques, indem er Tournebu die Hand reichte.

Dann las er im Grase die Goldstücke auf, die aus Astartens Geldtäschchen gefallen waren und reichte das Ganze Molard, indem er ihm mit leiser Stimme sagte:

— Guter Théophile, ich bitte Sie, Dies der Louise Bigot, Rue Saint-Georges zu bringen. Es ist das Geld ihres Liebhabers. Da sie ihn wahrscheinlich früher wiederssehen wird,

1890

1889/

Verlag von G. Grimm in Budapest.

Neujahr 1889 begann zu erscheinen
das pikant-humoristische Unternehmen:

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Serikon

unter Mitwirkung vieler Humoristen herausgegeben

von

JEAN QUIRIT.

In circa 20 Lieferungen

à 30 kr. ö. W. = 50 Pfennige.

Jede Lieferung enthält 4 Bogen oder 64 Druckseiten
in buntem Umschlag; alle 3 Wochen wird 1 Lieferung aus-
gegeben.

„Witz, Humor, Satyre“, eine humoristische Encyclopädie
in alphabetischer Ordnung, soll alles Gute auf dem Gebiete der
Anekdoten, Witze, Aphorismen, Aperçus, feinen Pikanterie
in Prosa und in Versen bringen, mit dem Grundsatz: Alles
Gute, Neue und von Bekanntem das Vorzüglichste.

Beiträge sind uns von Jedermann willkommen und
bitten wir an die Verlagsbuchhandlung G. Grimm in Bu-
dapest zu senden. Nicht zur Aufnahme Gelangendes wird auf
Wunsch dem Einsender zurückgestellt.

1890

1889

als wir, ist es unsere Pflicht, ihr das Geld zurückzustellen. Sie haben mich begriffen, guter Théophile?

— Ich habe Sie begriffen, ich habe Alles begriffen! sagte Théophile gerührt. Lassen Sie sich umarmen, mein tugendhafter Jacques.

— Umarmen Sie mich und gehen Sie, guter Théophile! sprach Jacques, den es drängte, sich auf die Suche nach Chaffaroux zu machen.

Die Herren trennten sich. Tournebu, Bouronneau, Molard und Le Heudier gingen nach der einen Seite, Jacques Variotte nach der andern — mit den Kleidern Chaffaroux' unter dem Arm.

Alein Variotte durchsuchte vergebens den Wald nach allen Richtungen; vergebens auch schrie und rief er. Niemand antwortete ihm und er kehrte allein, entmuthigt nach Paris zurück.

XIX.

Jacques Variotte hatte den ganzen Wald durchsucht, ohne Chaffaroux zu finden und doch war er keinen Meter weit an der Stelle vorbeigekommen, wo Horace, von Schmerz und Scham erdrückt, halbtodt ins Gras gesunken war.

Unbeschreiblich war der Zustand der Abspannung, welcher ohne Uebergang jenem Wuthanfall folgte, von welchem Horace ergriffen worden, als er in seiner Westentasche Horace's Geldtäschchen entdeckte. Er war niedergeschmettert, vernichtet; und hatte er in der ersten halben Stunde seines tollen Laufes gewüthet und geschrien, so fand er jetzt nur mehr die Kraft zu weinen, denn er fühlte sich jetzt wirklich entehrt, verloren in Aller Augen.

Er lag in einem ausgetrockneten Graben, auf einer Schichte Wurzeln und Dornen, die ihm den Leib zerrissen, ohne daß er es merkte. Vielleicht wäre er da vor Ermüdung, Hunger und Noth zugrunde gegangen, wenn nicht die Annäherung von Stimmen und Schritten ihn genöthigt hätte, sich zu erheben, um einen andern, weniger zugänglichen Ort aufzusuchen.

Mit einem Sage stürzte er empor, wie ein Thier des Waldes, das von seinem Ruhelager plötzlich durch die Jäger aufgeschreckt wird und begann auf gut Glück zu laufen.

Inzwischen hatte es auch zu regnen angefangen. Es war ein feiner, durchdringender Regen von der Art, wie sie dem Herbst vorangehen. Dieser Regen hielt Horace auf seiner wilden Flucht nicht auf. Bald war er bis auf die Knochen durchnäßt, ohne daß er es merkte. Ihm war die Seele zerrissen, was kummerte ihn der Leib? Ein Schmerz mehr oder weniger — was hat Das zu bedeuten?

Da der rasche Lauf ihn in Schweiß versetzte und Schweiß und Regen zusammen sich nicht gut vertragen, begann Horace bald zu frösteln und mit den Zähnen zu klappern. Fieberschauer bemächtigten sich seiner und ließen ihn nicht mehr los. Er versuchte gegen Wind und Wetter vorzudringen, dem unbekanntem Feinde Troß zu bieten; aber es war vergebens: das Uebel war stärker als er. Er fiel hin, erhob sich wieder, fiel

noch einmal und erhob sich abermals, bis er endlich ein letztes Mal hinsank und sich nicht mehr erheben konnte.

Nach einem wahnfinnigen Kreislaufe von fünf Stunden war er auf demselben Wege angelangt, auf welchem er am Morgen mit seinen Zeugen den Wald betreten hatte.

Einige Schritte von dem Walde, an der Straße, an deren Rande er halbtodt niedergesunken war, und welche bis zur Eisenbahn-Station Bellevue führte, stand ein Häuschen, das letzte und bescheidenste jener Cottages, welche die wohlhabenderen Pariser sich hier gebaut haben. Es war eine Art Schweizerhaus mit breitem Dache, offenem Gange und grünen Fensterläden, ganz so geartet, wie die kleinen hölzernen Häuschen, die man den Kindern zu spielen gibt.

Eines rettete übrigens das Aussehen des Häuschens; das war der Garten, der es umgab, wie das Moos ein Nest umgibt. Dieses Nest war von einer Schauspielerin am Odéon-Theater bewohnt, einer jungen Frau, die vermöge ihrer Güte und ihres Geistes fast schön war. Sie hieß Fräulein Sylvia am Theater und Frau Lemonnier im Leben.

Fräulein Sylvia bewohnte das Schweizerhäuschen gewöhnlich allein. Wenn Herr Lemonnier hier Aufenthalt nahm, brachte er seinen Kammerdiener mit. Wenn er nicht da war, bestand das Dienstpersonal aus einer Köchin und einer Jose.

Für den Augenblick war Herr Lemonnier im Seebad Trouville; Fräulein Sylvia wohnte daher allein in dem Schweizerhäuschen. Seit achtzehn Monaten spielte sie nur mehr selten. Seit Beginn der Saison hatte sie sich in ihrem Landhäuschen zu Bellevue niedergelassen, wo sie von Zeit zu Zeit einige Freundinnen mit ihren Freunden empfing. Wenn Niemand zu Besuch da war, nahm sie ein Buch und ging ein Stück Weges in den Wald hinein, wobei ihre Jose Julie sie zuweilen begleitete.

An diesem Tage hatte Madame Lemonnier in Begleitung ihrer Kammerfrau einen längeren Spaziergang gemacht und es war fast fünf Uhr, als sie den Heimweg antraten. Sie beschleunigten ihre Schritte, um nicht zu spät im Walde zu bleiben und weil um fünf Uhr gespeist wurde. Als sie an der Stelle vorbeikamen, wo Horace lag, blieb Julie stehen, die ihrer Herrin um einige Schritte voraus war.

— Madame, Madame, da liegt ein Mann! rief sie entsetzt und wollte ihre Herrin fortziehen.

Doch Sylvia errieth mit dem wunderbaren Herzens-Instinkt der Frauen, daß diesem Manne Hilfe gebracht werden müsse, anstatt daß man vor ihm flieht. Sie näherte sich denn beherzt.

— Sie sind verwundet, mein Herr, sprach sie, als sie an seinem Hemde Blutsflecken wahrnahm, welche von den Dornen und dem Gestrüpp herrührten, die ihm den Leib zerrissen hatten.

Horace lag bewußtlos da und konnte nicht antworten.

Sylvia neigte sich über ihn und stieß einen Schreckensschrei aus.

— Herr Chaffaroux! rief sie, als sie den Dichter erkannte, der ihr eine sehr dankbare Rolle in seiner Komödie

anvertraut hatte. Wie kommt er in diesem Jammerzustande hieher? Herr Chaffaroux! schrie sie, in der Hoffnung, ihn zum Leben zu erwecken.

Allein Horace rührte sich nicht; nur sein pfeisender Athem verrieth, daß er noch am Leben sei.

Sylvia war in arger Verlegenheit. In diesem Theile des Dorfes gab es keine Herberge und kein Kaffeehaus, nichts als spießbürgerliche Landhäuser. Es war daher schwer, die Hilfe der Nachbarn anzusprechen, überdies widerstrebte es ihr, sich unter solchen Umständen an fremde Leute zu wenden.

Nach kurzem Besinnen wandte sie sich zu ihrer Kammerfrau und sagte:

— Julie, laufen Sie nach Hause und holen Sie die Köchin. Sie soll aus der Remise den Handkarren des Gärtners und aus dem Erdgeschöß-Salon einige Kanapé-Polster mitbringen. Wir drei werden es doch zustande bringen, den armen jungen Mann aufzuheben und nach Hause zu bringen.

— Nach Hause, zu Ihnen? rief die Kammerfrau in sittlicher Entrüstung.

— Vorwärts! Sie sollten schon zurückgekehrt sein! . . . entgegnete Sylvia ungeduldig. Sehen Sie denn nicht, daß der junge Mann dringend der Hilfe bedarf?

Die Kammerfrau eilte davon und kehrte nach einigen Minuten mit der Köchin Martha zurück, die den vorher sorglich gefäuberten Handkarren des Gärtners zog.

Martha war ein kräftiges Mannweib und hob allein den jungen Mann in den Karren, wo sie vorher sorglich die Kissen zurechtgelegt hatte.

— Vorwärts! sprach sie mit ihrer tiefen Dragonerstimme, indem sie die improvisirte Bahre ins Rollen brachte.

Zu Hause angekommen galt es nun, Horace auszukleiden und zu Bette zu bringen, denn er hatte ein wahres Kopfsieber. Glücklicherweise war die Köchin Martha wenig spröde; sie hatte einen Leidenden, Hilfsbedürftigen vor sich und zögerte nicht lange.

— Madame, wohin soll ich den Herrn bringen? fragte sie.

— In das Gastzimmer. Und da der Abend kühl ist und man voraussichtlich bei ihm wachen müssen, zünden Sie im Kamin ein tüchtiges Feuer an. Inzwischen wollen wir, Julie und ich, ihm einige Herzstärkung bereiten.

Ohne länger zu warten, lud Martha den jungen Mann auf ihre Schultern und trug ihn ins Stockwerk hinauf, wo das Gastzimmer lag. Im Handumdrehen hatte sie ihn entkleidet und zu Bette gebracht. Einmal zwischen warmen Betttüchern liegend, kam Horace allmählig zu sich, ohne jedoch das geringste Bewußtsein von dem Orte zu haben, wo er sich befand. Ein Arzt, den Sylvia aus dem Orte hatte holen lassen, erklärte, daß der Zustand des jungen Mannes zwar ein ernster, aber kein gefahrdrohender sei, falls ihm auch ferner sorgfältige

Pflege zu Theil würde und alle Aufregungen von ihm ferngehalten würden.

— Es ist eine Geschichte von vier, höchstens sechs Wochen, fügte er hinzu, indem er sich verabschiedete.

— Sechs Wochen, o mein Gott! was wird unser Herr dazu sagen? bemerkte die Kammerfrau, diesmal vollständig entriistet.

Ein strenger Blick ihrer Herrin belehrte sie über die Unschicklichkeit dieser Worte.

— Die Nacht wird ruhig verlaufen; morgen komme ich wieder, sprach der Arzt, indem er die Frau des Hauses begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)

Caviar's Klapphornist.

Die Sonne ist schon lang' im West',
Schön Mündgen liegt bereits im Nest;
Streckt sich, reckt sich und gähnt und denkt dabei:
Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei.

Ballettkätzchen.

Vor den Koulissen, hinter den Koulissen,
Kann sie ihre Habitues nicht missen; —
Vorne klatscht man um die Wette, —
Hinten hilft man bei der Toilette.

Bosenwik.



— Heute kommt der Baron zu Besuch; welches Kleid soll ich anziehen?

— Das unbezahlte; in einem passenden Augenblicke kann man das Gespräch darauf hinüberleiten.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Gutschmann, Budapest, Kronprinzengasse 8, Garisch-Bazar